

Kategorie III
Jahrgänge 2001 – 2005

Ambra Bianchi, 2001

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage



«Es gibt mehr zwischen Himmel und Erde, als der Mensch sehen kann», sagte Avalaria, kurz Ava. Sie hatte ein weisses, wolkenähnliches Kleid an, aus fließendem Stoff. Avalaria war eine Luftelfe, doch was suchte sie in einem Baum bei einer Waldelfe?

«Ava, komm!», krächzte die alte Waldelfe den Baum hoch.

«Ich komme, Rialona!» Rialona rührte mit einem hölzernen Löffel in einer Suppe, die in einem ausgebeulten Kupfertopf auf dem alten, bröckeligen Herd köchelte. Ava trippelte die knarrende Holzterappe hinunter, man konnte meinen, sie höbe ab. Unten angekommen setzte sich Ava hin, und Rialona servierte die Suppe. Ava bedankte sich, und während sie ass, stimmte die kleine, stämmige Waldelfe ein altes Elfenlied ein:

Über die Nebelberge weit
Zu Höhlen tief aus alter Zeit ...
Und dort, wo knisternd im Gehölz erwacht
Ein Brand. Von Winden angefacht,
Zum Himmel rot die Flamme loht.

Langsam erstarb Rialonas raue Stimme. Avalaria begann, das Lied weiterzusingen: «Bergwald befackelte hell die Nacht.» Dann erstarb auch Avas Stimme. Sie durfte das Lied eigentlich nicht singen. Ava war keine Waldelfe, sondern eine Luftelfe. Waldelfen sind weise, alte Wesen, meistens nicht mit der Hygiene angefreundet. Luftelfen sind unsterblich, sie bleiben jung. Sie sind immer gewaschen, haben ein helles Teint und blondes, langes Haar. Rialona schaute Ava missbilligend an.

«Ava, wenn uns jemand gehört hat ... Ich will gar nicht daran denken», flüsterte Rialona.

«Rialona, ich wurde verstossen! Was können sie mir schon antun», gab Ava hitzig zurück.

«Du bist keine Waldelfe, und du wirst nie eine sein», wisperte Rialona.

«Na gut. Auf Wiedersehen», zischte Ava, rannte durch das hölzerne Haus, raus in die Nacht. Bevor sie die Türe zu-

knallte, riss sie ihren Rucksack vom Haken. Die Luft draussen war mild und würzig. Ava atmete die Luft ein und drehte sich einmal um sich selbst. Dann begann sie zu lachen. Sie zog sich ihre weissen Lackschuhe aus und schleuderte sie in die Richtung einer Hütte. Sie fragte sich, wer dort wohl wohnte. Sie tänzelte barfuss auf dem weichen, von Tannennadeln übersäten Boden des Finsterwaldes. Noch nie hatte sie sich so frei gefühlt, denn die zwei Jahre, die sie bei Rialona verbracht hatte, durfte sie nie die gute Luft im Nebelwald schnuppern. Generell liess Rialona sie nicht raus. Aus einem Grund: ihrer Vergangenheit.

Ava war eine artige Luftelfe, sie hatte schnell gelernt. Doch sie hatte eine Macke. Sie war zu neugierig. Einmal hatte sie ihr Elfenland Ariagloria verlassen, sie wollte mehr wissen. Was unter den Wolken ist, die Ariagloria tragen. Allerdings wurde Ava erwischt. Nur einen ganz kleinen Blick konnte sie auf das Getümmel unter ihr werfen: Sie sah eine riesige Traube von komischen Gestalten, die einer anderen Gestalt auf einer Erhöhung zujubelten. Dieses Bild würde Ava nie vergessen. Doch dann wurde sie vor Gericht geschleppt. Der König von Ariagloria, Oneon Alén, brüllte sie an: «Was erlaubst du dir eigentlich, Miss Avalaria!»

«Ich wollte nur ...», erwiderte Ava ängstlich.

«Du kannst es noch gar nicht verstehen, aber hör zu: Wir Luftelfen arbeiten im Verborgenen. Für die Gestalten sind wir nur ein Mythos. Wir sollen nicht sichtbar sein für sie!», kreischte er.

«Nein, das stimmt nicht! Ich kann mich sehen, ich kann sie sehen, und die Gestalten können mich sehen! Ich will mich zeigen, zeigen, dass ich existiere», sagte Ava ruhig.

«Du widersprichst dem König und verstösst gegen das ganze Gesetz. Mitkommen!», brüllte Oneon. Er schleifte Avalaria auf eine Bühne. Eine Fanfare wurde gespielt, das Dorf versammelte sich vor der Bühne. Avas Mutter schaute sie traurig an.

«Dieses Mädchen will, dass wir uns den Gestalten zeigen!», rief der König durch die Menge. Die Menge grölte wütend.

«Sie hat sich unter die Wolken, die unser Land tragen, getraut!», brüllte er erneut. Das Volk rastete aus.

«Was sollen wir mit ihr machen?», schrie der König wieder. Sofort redete das Volk durcheinander. Ava hörte manches heraus: «Todesstrafe! Steinigen! Kreuzigen! Verstossen!» VERSTOSSEN. Ava schluckte. Der König beruhigte das Volk, indem er sich räusperte.

«Wir werden sie verstossen!», schrie er triumphierend. Das Volk freute sich riesig. Ava wurde in eine Zelle gebracht, das Volk ging seinen Arbeiten wieder nach. Avalarias Mutter wollte nichts mehr von ihr wissen. Avalaria kauerte unterdessen mit angezogenen Knien in ihrer Zelle und weinte. Dann nickte sie ein.

Am nächsten Morgen wurde sie aus dem Schlaf gezerzt und auf die Bühne gebracht. Ihr Diadem wurde ihr vom Kopf gerissen und gegen eine Schwefeldusche getauscht. Sie liess alles über sich ergehen, dann wurde sie mit einem hölzernen Aufzug hinunter zur Erde gebracht. Mit grossen Augen sah sie sich um, doch schnell wurde sie in eine Kutsche ohne Fenster geworfen. Damit begann ihr Leben in Gefangenschaft, bei Rialona.

Doch das war nun vorbei. Frei, wie sie war, rannte sie aus dem Nebelwald, so schnell, wie ihre Füsse sie trugen. Dann pffiff sie einmal schrill. Ein wunderschöner, überdimensional grosser Adler kam angeflogen.

«Aethan», sagte Ava entzückt. «Ich dachte, du wurdest mir auch weggenommen», fügte sie hinzu und streichelte dem Adler über den Kopf. Der Adler war wirklich wunderschön. Er war weiss und trug einen mahagonifarbenen Sattel. Ava setzte sich darauf, und Aethan hob in die Lüfte ab. Sie liessen die geliebten Nebelberge hinter sich und flogen in eine grosse Stadt. Dort landeten sie. Viele Menschen schauten sie an, rieben sich die Augen und liefen weiter. Doch ein paar Menschen blieben stehen und hörten zu. Denn mit lauter Stimme begann Ava zu erzählen.

«Hallo. Ihr glaubt mir vielleicht nicht, aber ich brauche eure Hilfe. Ich bin eine Luftelfe, doch ich wurde verstossen. Falls ihr mir nicht glaubt...» – Avalaria beschwor grosse Windböen aus dem scheinbaren Nichts herauf. Die Menschen staunten, viele Erwachsene wendeten sich ab oder putzten ihre Brille. Auf einmal erdröhnte ein lautes Wummern und Krachen, die Menschen wendeten sich dem Lärm zu, und man sah, wie ihre kleinen, fiesen Augen hektisch den Himmel absuchten.

«Da ist was!», brüllte ein hagerer Mann mit schütterem Haar. Man sah ein für Avalaria riesiges Raumschiff. Krieger hangelten sich an Seilen herunter, doch was waren es für Krieger? Avalaria erkannte sie sofort an ihrem weissblonden Haar, das edel unter den Helmen der männlichen Krieger hervorlugte. Avas Augen wurden gross. Es waren Luftelfen. Sie rissen Avalaria an sich und fesselten sie mit einem festen, dicken Tau. Ava schrie die ganze Zeit nur: «Wir sind sichtbar! Ich bin Avalaria, eine Luftelfe, und ich will euch vor etwas warnen.» Doch weiter kam sie nicht, denn ein Krieger knebelte Ava und verpasste ihr einen Elektroschock. Ava kippte zur Seite, und die kalten Augen der Krieger funkelten die Menschen böse an. Die Menschen, die am nächsten darum versammelt waren, gerieten in Panik und liefen schreiend und kreischend weg. Die Luftelfen kletterten zurück in ihr Luftschiff, und man erweckte Ava wieder.

«Du bist eine Verräterin. Menschen sollten uns nie entdecken! Wir sind Elfen, wir sind nicht sichtbar!», brüllte der König. Avalarias Augen waren aufgerissen, und wie eine Wahnsinnige begann sie, mit sich überschlagender Stimme zu brüllen:

«Mein Herr! Ich bin sichtbar, wir sind sichtbar! Lassen Sie es, meine Ehrenhaftigkeit?» Aus Avas Augen quollen dicke Tränen.

Der König machte einen Handschnipp und rief: «Schafft sie fort! Ich will sie nicht mehr sehen, sie soll eliminiert werden. Sie soll unsichtbar werden.»

Die Luftelfen stimmten ein böses Lied an: «Holt die Karren, ihr Narren! Der König hat's gesagt, er hat's getan. Avalaria, auf die Knie mit dir, sie hat verloren.»

Man legte Ava auf das Hinrichtungsbrett. Die Hände neben ihrem Kopf. Das Dorf versammelte sich vor Avalaria. Sie sagte noch: «Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage», dann schwang der Hinrichter das Beil. In letzter Sekunde rannte Rialona zu Ava. Niemand wusste, woher sie kam, warum und wieso sie hier war, doch sie legte sich schützend über Avalaria. Der Hinrichter starrte gebannt auf Oneon Alén. Rialona befreite Ava und half ihr auf die Beine. Rialona stupste Avalaria in die Seite, und sie begann mit ihrer Rede:

«Sehr geehrtes Volk von Ariagloria. Ihr kennt mich wahrscheinlich noch, ich bin die, die verstossen wurde. Ich spreche ihm Namen von allen Elfen. Wieso sollen wir Elfen uns gegenseitig bekämpfen, uns abschlachten? Wieso dürfen wir uns nicht sichtbar geben, ein Zeichen an die Menschheit geben? Wir könnten ihre Helfer sein, ihnen beistehen bei allen Taten und Schwierigkeiten.»

Da wurde sie von Oneon unterbrochen: «Wie stellst du dir das vor? Wir sollen den Menschen helfen?», spottete er herablassend.

«Sie sind zu eigensinnig. Wir müssen uns nur zeigen», erwiderte sie.

Ein Raunen ging durch die Menge. «Die Kleine erzählt keinen Mist» oder «Das sollen wir ihr glauben?», schnappte Ava auf.

«Ich wiederhole mich. Vertraut mir!», sagte sie mit angehobener Stimme.

Die Menge wurde wieder unruhig, doch auf einmal brüllte ein alter Elfe: «Ich glaube dir, Ava!» Die Menge fing an, im Takt zu brüllen: «Wir glauben dir, Ava!»

Ava, beflügelt von den positiven Rückmeldungen des Volkes, rief: «Auf was wartet ihr noch? Setzt das Luftschiff in Bewegung, aber sofort!»

Die Luftelfen, die für den Maschinenbetrieb Ariaglorias zuständig waren, rannten an ihre Arbeitsplätze. Das

Luftschiff setzte sich in Bewegung und schwebte langsam hinunter auf die Erde, direkt auf ein Fernsehstudio zu. Ava hatte die Führung übernommen und steuerte das Schiff so, dass das ganze Volk hinuntergehen konnte. Die Luftelfen inklusive Oneon und Rialona flogen mit ihren kleinen Flatterflügeln in das Studio. Die Menschen starrten sie ungläubig an, und als Ava die Masse der Elfen ins Fernsehstudio führte, starrten die Menschen noch mehr. Ava hatte Glück. Es wurde gerade die Tagesschau gedreht. Sie stürmte vor die Kamera:

«Hallo Menschheit. Das hier ist kein Trick von irgendeinem Menschen, verstanden? Ich bin Avalaria, die Führerin einer Bewegung. Was uns hierher bewegt hat? Ich will euch im Namen von Ariagloria, meiner Heimat, etwas erzählen. Ich bin eine Elfe, genauer gesagt: eine Luftelfe. Jahrtausendlang waren wir für euch Menschen unsichtbar, wir haben im Verborgenen gehandelt. Aber manchmal habt ihr uns vielleicht bemerkt, vor allem die Kinder. Wenn sich ein Kind etwas ganz fest wünscht, es aber nicht bekommt, dann gehen wir Elfen ans Werk. Es gibt die Luftelfen, die Waldelfen, die Wasserelfen, die Blumenelfen und viele andere. Also, jetzt hab ich genug geredet, und jetzt kommt mein Punkt. Ich bin sichtbar, wir sind sichtbar und das bis ans Ende unserer Tage. NIE MEHR VERSTECKEN!»

Nun kam der Moderator wieder zu Worten und fiel ein: «Ich glaube, ich spinne.»

«Nein, tun Sie nicht! Wir sind ganz normale Lebewesen, genau so wie ihr», erwiderte Avalaria aggressiv. Dann führte sie die ganze Elfenbande wieder raus.

Vor dem Studio hatten sich Hunderte, gar Tausende Menschen versammelt. Alle wollten die klitzekleinen Elfen sehen.

Ava brüllte: «Zur Seite!»

Die Menschen wichen aus, was auch gut war. Ava nickte kurz, und alle Luftelfen fingen an, grosse Windböen zu beschwören. Rialona stiess einen hohen Pfiff aus, und die Bäume, die ordentlichen Bäume der Allee, begannen

sich zu bewegen. Die meisten Menschen liefen panisch weg, doch ein paar blieben, darunter auch eine Familie. Ava flirtete zu dem kleinsten Familienmitglied und fragte es: «Warum bist du geblieben? Warum seid ihr geblieben?» Die Mutter antwortete: «Wir kennen dich. Wir wohnen im Finsterwald», und stellte ein paar klitzekleine, weisse Lackschuhe hin.

Raja Breig, 2002

Die glückbringenden Ohringe



«Sam, Mili! Macht vorwärts. Die Schule fängt gleich an.»

Das war meine Mutter. Ich bin Mili und der grösste Glückspilz aller Zeiten! Sam ist mein Zwillingbruder. Neben ihm habe ich noch drei andere Brüder: Manu, Siro und Linus. Aber ich glaube, ich sollte jetzt gehen. Obwohl ich überhaupt keinen Bock auf Herrn Gold und sein langweiliges Gelaber habe, mache ich mich auf den Weg. Sam und ich sind genau gleich: Das einzig Gute an der Schule ist das Turnen. Auf dem Weg finde ich (wiedermal) eine Zehnernote. Linus ist diesmal dran. Im Laufe meines Lebens habe ich im Ganzen schon 161.50 Franken auf der Strasse gefunden. Ich habe eine Reihenfolge gemacht, wer wann das gefundene Geld bekommt.

Als wir in Herrn Golds Klassenzimmer sitzen, ertönt auf einmal ein Klingeln. Es ist Sams Handy. Schnell geht Sam ran. «Hallo? – Waaas? – Aber wir sind mitten in der Stunde! – Okay, gleich.» Das war Sams kurzes Gespräch. Bevor Herr Gold protestieren kann wegen der Handys im Klassenzimmer, zerrt Sam mich an der Hand raus und ruft Herrn Gold eine Entschuldigung zu. Auf dem Weg nach Hause erklärt er mir, dass Mama dran gewesen sei und dass sie gesagt habe, wir würden umziehen, jetzt! Und zwar, ohne uns zu fragen. Als wir ankommen, sind Siro, Linus und Manu auch schon da. Manu erzählt uns, dass wir nur ins Haus nebenan zögen, wo vor ein paar Wochen die Nachbarn ausgezogen sind, und dass das keine grosse Sache sei. Wir müssten uns aber unsere Zimmer aussuchen. Wir alle stürmen ins neue Haus. Ich ergattere das beste Zimmer. Es ist pink gestrichen, deshalb wollen es die Jungs nicht. Mama schreibt noch kurz eine Entschuldigung für Herrn Gold, und ab geht's zurück in die Schule. Sonst verpassen wir das Turnen.

Am nächsten Morgen erwache ich früh. Heute ist Foto-tag! Und da ich immer Glück habe, wird mein Foto fantastisch werden, wie jedes Jahr. Es war die erste Nacht im neuen Haus. Beim Umzug sind irgendwie meine schönen Glitzerohrringe verlorengegangen.

Auf jeden Fall stehen Sam und ich um punkt halb acht beim Schuleingang. Nach zwei Stunden Mathe kommt endlich die Fotografin. Einen nach dem anderen ruft sie auf und schießt je drei Fotos. Als sie «Milena Altorfer» ruft, gehe ich nach vorne.

«Erstes Foto», ruft die Fotografin und knipst. Für mich ging das viel zu schnell. Aus lauter Erschrecken habe ich eine Grimasse geschnitten. Okay, das zweite Foto.

«Haaatschi!» Mist, auf dem zweiten Foto niese ich! Aber ich bin ein Glückspilz, das dritte wird zu hundert Prozent gut. Plötzlich ruft Mino aus der zweiten Reihe: «Mili hat noch Honig am Mund, Honig am Mund!» Gerade als ich ihm sage, dass das nicht stimmt und dass er seine Klappe halten soll, knipst die Fotografin. Oh, nein! Ich hatte den Mund offen. Aber ich bin doch ein Glückspilz. Wie konnte das nur passieren? Die Fotos der anderen sind alle gut geworden! Ich muss mich damit abfinden.

Heute ist Samstag. Heute machen Sam, Linus, Siro, Manu und ich bei einem Sportwettkampf mit. Wir machen von der Leichtathletik aus mit. Wir treffen uns alle um acht Uhr beim Sportplatz. Bei Wettkämpfen läuft bei mir immer alles bestens. Kein Wunder, wenn man ein Glückspilz ist. Deshalb bin ich auch meistens besser als meine Erzfeindin Liana. Liana macht heute auch mit. Sie versucht ständig, besser zu sein als ich, und ich als sie.

Unsere erste Disziplin heute ist der Ballweitwurf. Liana kommt als Erste dran. Sie nimmt Anlauf, holt aus und wirft: Gut geworfen! Die anderen zwei Würfe sind nicht schlechter. Auf 36,87 Meter ist sie gekommen. Aber das kann ich toppen! Gleich nach Liana komme ich dran. Ich hole aus und – platsch! Mann, ich bin ausgerutscht und hingefallen. Dieser Wurf zählt, und mein Ball ist gerade mal 6,13 Meter weit geflogen. Der zweite Wurf ist nicht besser. Mein Anlauf ist zu lang, und ich habe viel zu wenig Schwung. 23,98. Der dritte Wurf: Ich nehme einen guten Anlauf, hole aus und – Aua! Ich habe mir das Handgelenk verknackst

und den Ball fallen lassen. 1,04 Meter. Na toll! Wo bleibt mein Glück? Beim Weitsprung kommt Liana 4,01 Meter weit. Ich bin an der Reihe. Yay, das waren 4,04 Meter! «War nicht im Balken», brüllt der Kampfrichter. Na super. Da habe ich mal Glück, und dann zählt der Sprung nicht. Der zweite zählt ebenfalls nicht. Beim dritten springe ich mit dem falschen Fuss ab und komme nur drei Meter weit. Ich glaub's ja nicht! Aber der Sprint klappt bestimmt. Auf «Los» rennen wir alle. Dummerweise renne ich ein bisschen zu spät los und erreiche das Ziel nach 10,2 Sekunden, während Liana schon nach 9,23 Sekunden da ist. Liana hat mich heute zu hundert Prozent geschlagen. Ich würde am liebsten gar nicht erst bis zur Rangverkündigung bleiben. Aber ich will wissen, welche Plätze meine Brüder ergatterten konnten. Linus, der Jüngste, wird zuerst aufgerufen. Er ist Dritter. Auch Sam und Manu kommen aufs Podest, und Siro gewinnt sogar! Und jetzt zu mir: Tja, Liana hat gewonnen. Ich nicht. Ich bin Fünfte. Warum? Warum, warum, warum? Was ist mit mir los?!

Es ist wieder Montag. Ich komme auf den Pausenhof und laufe zu meinen Freundinnen. Doch die beachten mich gar nicht richtig. Nicht einmal meine allerbeste Freundin Kaya! Und auch Cleo, Mina und Clara nicht. Wir stehen immer alle in einem Kreis, aber heute... haben sie mich nicht reingenommen. Auch während dem Unterricht wollte niemand neben mir sitzen. Sonst finde ich immer jemanden. Am Schluss sitze ich dann neben Kaya, doch sie sagt nur kurz Hallo und dann nichts mehr. Heute ist ein komischer Tag.

Dienstag. Heute morgen sagen Kaya, Cleo, Mina und Clara nicht mal Hallo. Nur zu Sam. Als ob ich nicht hier wäre! In Mathe stellt uns die Lehrerin eine Frage.

«Weiss jemand die Antwort?»

Ich hebe die Hand, da ich die richtige Antwort weiss. Doch da sagt Frau Gass einfach: «O.k., niemand. Schaut mal,

ihr müsst die Zahl hier mit der multiplizieren und dann diese hier minus ... bla ... bla ... bla ...»

Die hat mich einfach so ignoriert. Alle ignorieren mich heute! Was ist los?

Heute ist Mittwoch. Wieder ignorieren mich alle. In Geschichte schreiben wir einen Test. Herr Mon verteilt jedem ein Blatt. Ausser mir! Ich hebe die Hand, um es zu sagen, doch Herr Mon reagiert nicht. Alle haben schon längst begonnen, nur ich nicht. Schliesslich hole ich mir auf Herr Mons Pult einfach selber eines.

Warum werde ich von allen ignoriert?

Warte mal ... Wann hat diese Pechsträhne begonnen?

Am Donnerstag. Als wir in das neue Haus gezogen sind. Aber das kann doch nichts mit dem Haus zu tun haben?!

Frustriert gehe ich um zwölf Uhr nach Hause. Von meinen Brüdern werde ich auch kaum beachtet. Linus fragt: «Wo ist eigentlich Mili?»

Ich rufe laut: «Hiiiiier! Hier bin ich! – Hallo?!»

Da sagt Manu: «Ah, ja. Hab dich gar nicht bemerkt.» Das ist ja wohl der Oberhammer!

Abends im Bett fällt mir ein, dass meine Jacke noch im Garten ist, und ich schleiche noch raus in den Garten. Ich schnappe mir meine Jacke, und da – meine Ohrringe! Hier sind sie also. Schnell ziehe ich sie an und gehe zurück in mein Bett.

Am nächsten Tag ist Donnerstag. Ich mache mich auf einen weiteren Tag als Unsichtbare gefasst. Doch als ich in die Schule komme, rennen Kaya, Cleo, Mina und Clara gleich auf mich zu und begrüßen mich. Beim Biotest kriege ich ein Blatt, und die Lehrer nehmen mich alle dran.

Als ich am Mittag nach Hause komme, begrüßen mich alle, und Linus sagt sogar, er hätte mich vermisst.

Da kommt es mir plötzlich in den Sinn: die Glitzerohrringe. Die sind die Glücksbringer! Nachdem ich sie ver-

loren hatte, hatte ich nur noch Pech. Und jetzt wieder Glück.

Wie froh bin ich, euch wiederzuhaben, liebe Glitzerohrringe.

Elsa Lienhard, 2005

Das Zauberkästchen



In einem kleinen Haus wohnte Luise mit ihren Eltern. Das Haus war hübsch, es war ein Bauernhaus. Sie hatten fünf Hühner, zwei Hasen und eine Kuh. Sie wohnten nahe an einem Wald.

Eines Tages ging Luise im Wald spazieren, es hatte geregnet, und die Erde war glitschig. Auf einmal rutschte sie aus. «Autsch», murmelte sie. Als sie aufstand, sah sie, dass sie auf einen Schlüssel gefallen war. Er war golden, oben waren zehn Diamanten in einem Kreis, unten war ein roter Diamant. Auf dem Gold waren silberne Linien zu sehen.

Luise lief mit dem Schlüssel nach Hause und probierte dort jedes Schloss aus, das sie finden konnte. Keines passte! Sie war ratlos und ging wieder in den Wald. Sie kletterte auf einen Baum, auf dem Boden lag ein kleines, hübsch geschmücktes Kästchen. Sie merkte, dass der Schlüssel ähnlich aussah wie das Kästchen, also probierte sie, es mit dem Schlüssel zu öffnen. Und der Schlüssel passte. Sie öffnete das Kästchen langsam – auf einmal war sie auf einer Lichtung, mit dem Kästchen in der Hand.

Um sie herum waren viele Wege, sie stand auf einem riesigen Platz. Da gab es allerlei Sachen: Cafés, Läden, Bäckereien und vieles mehr. Eine Zwergenstadt! Auf einmal tippte ihr jemand auf die Schulter. Luise drehte sich um, da stand ein Zwergenmädchen. Plötzlich merkte Luise, dass sie auch so klein war. Das Zwergenmädchen war etwa so alt wie sie. Es sagte: «Hallo.»

«Hallo», sagte Luise, «wer bist du?»

«Ein Zwerg. Und du bist wegen diesem Kästchen auf die Lichtung gekommen.»

«Aha», sagte Luise.

Das Zwergenmädchen merkte, dass Luise nicht verstand, also erklärte es ihr: «Immer wenn du das Kästchen aufmachst, bist du bei uns in der Zwergenwelt. Wenn du es zumachst, bist du wieder in deiner Welt.»

«Verstehe», sagte Luise.

«Komm mit, ich zeige dir das Zwergenland. Ich heiße Clara.»

«Ich bin Luise.»

Und so wurden sie Freundinnen.

«Wie weisst du denn, wo du langgehen musst?», fragte Luise, als sie die vielen Wege sah.

«Ach, das finde ich leicht», sagte Clara.

Sie zeigte Luise den Flughafen, den Bahnhof und den Krämerladen. Dann gingen sie zu Claras Haus. Es war unter Holz versteckt und mit Moos verschönert.

«Wie schön», sagte Luise.

«Danke», sagte Clara.

Die beiden schauten durch die Glasscheibe. Dort sahen sie einen hübschen Flur. Auf dem Boden war ein bunter Teppich. An der Wand war eine Garderobe mit Jacken. Hinten war eine blaue Tür.

Da schaute Luise auf ihre Uhr: Oje, schon sechs Uhr!

«Es war schön bei dir. Ich komme sicher wieder, aber jetzt muss ich gehen.»

Sie schloss das Kästchen. Sofort sass sie wieder unter dem Baum, wo sie das Kästchen gefunden hatte. War alles nur ein Traum? Nein. Das Kästchen war noch da. Sie lief nach Hause.

Am nächsten Tag ging sie wieder in den Wald. Dort öffnete sie das Kästchen, schon stand sie wieder im Zwergenwald. Wieder war Clara da. Sie begrüßten sich und liefen zum Haus von Clara.

«Ich würde so gerne mal reingehen», sagte Luise.

«Dann komm», sagte Clara.

Sie gingen ins Haus. Dort war der Vater von Clara. Er trug einen Morgenmantel und hatte eine Zahnbürste in der Hand. Er kam aus dem Badezimmer. Die beiden liefen in das Zimmer von Clara. Dort gab es ein Bett und einen Schreibtisch und einen Kleiderschrank.

«Komm mit», sagte Clara.

Sie stiegen auf das Bett, Clara hob ein Bild hoch. Dahinter war ein Gang, sie gingen hindurch. Sie kamen in einen grossen Raum. Als Luise genauer hinsah, merkte sie, dass sie hoch oben auf einem Baum waren. In dem Raum waren

viele Sachen: Bilder, Möbel, Spielsachen, Kleider, Bücher, Blätter, die vollgemalt waren, Stoffe, Nähmaschinen und vieles mehr.

«Das ist mein richtiges Zimmer», sagte Clara.

Sie ging zu einem Fernrohr; es war hellblau und hatte viele Zeichen darauf.

«Schau mal», sagte sie, und Luise sah hindurch. Sie sah ein Haus mit einem Stall und vielen Tieren: fünf Hühner, zwei Hasen und eine Kuh ... ihr Haus.

Da sagte Clara: «Ich wollte immer schon in dieses Haus.»

«Das ist mein Haus», sagte Luise.

«Wirklich?»

«Ja, in meiner Welt.»

Zwei Stunden später musste Luise wieder gehen.

«Darf ich mit?», fragte Clara.

«Ja», sagte Luise.

«Aber wie?»

«Halte meine Hand», sagte Luise und dann schloss sie das Kästchen.

Wo war Clara? War sie nicht hier? War sie dort geblieben? Nein, neben ihr sass Clara, aber – sie war so klein wie ein Daumen.

«Huch, wieso bist du so gross?», fragte Clara.

«Weil wir in der Menschenwelt sind», sagte Luise.

«Ach so!»

«Komm mit, ich zeige dir mein Haus.»

«Ja», rief Clara, und die beiden liefen zu Luise nach Hause.

«Ein Elefant!», rief Clara, als sie den Hasen sah.

«Keine Sorge, die beiden sind lieb», sagte Luise, und schon waren Clara und die Hasen beste Freunde.

«Komm, wir gehen rein», sagte Luise.

Sie gingen hinein. Dort setzte Luise Clara in der Puppenstube ab. Kaum berührten Claras Füße den Boden, war alles echt. Die Puppenbäume rauschten, der kleine Bach plätscherte, und die Puppen waren lebendig. Clara freunde te sich mit ihnen an. Luise machte aus Teig winzige Kuchen,

und alle Puppen assen. Von diesem Tag an besuchte Clara Luise jede Woche, und Luise kam jede Woche zu Clara. Und so blieben sie beste Freundinnen.

Eva Oliveira, 2001

Liebes Tagebuch



3. April '13

Liebes Tagebuch

Ich heiße Caroline Bauer. Heute ist mein zwölfter Geburtstag, und ich habe Dich geschenkt bekommen. Ich habe keine Geschwister. Ich wohne in einem kleinen Dorf in den Alpen. Es heißt Holzbaum. Holzbaum ist kein gewöhnliches Dorf. Vor zwei Jahren gab es hier ein Erdbeben mit Hunderten von Verletzten, doch unser Krankenhaus ist sehr klein. Also kamen Krankenwagen aus anderen Dörfern; aber als sie reinfahren wollten in unser Dorf, sind sie gegen etwas geprallt, etwas Hartes und Festes. Die Fahrer kamen aus den Krankenwagen heraus, um festzustellen, was da war. Da war eine Wand, doch man konnte sie nicht sehen.

Nach einer Weile kam ein Helikopter, um zu sehen, ob man von oben reinkommen könne. Das ging nicht. An diesem Tag starben viele Leute. – Zum Glück war ich mit meiner Familie auf einer Wiese.

Eine Woche lang versuchten alle alles, um rauszukommen. Nach einem Monat entschied der Bürgermeister, dass wir versuchen sollten, hier drinnen zu überleben. Alle mussten mithelfen. Noch heute arbeite ich in der Nähabteilung. Es gibt keine Schule mehr, man kann nur arbeiten.

Wir haben einen Fluss, der früher fünf Meter tief war; jetzt ist er nur noch zwei Meter tief, und man kann nicht mehr darin baden, denn er ist abgezäunt.

So lebt man heute in Holzbaum.

Grüsse

Deine Caroline B.

10. April '13

Liebes Tagebuch

Diese Woche ist etwas Schreckliches passiert. Meine Freundin hatte sehr viel Durst. Deshalb ist sie über den Zaun geklettert, um zum Fluss zu gelangen und zu trinken. Als sie fertig war, rief ein Mann, der sie beobachtet hatte, die

Polizei. Man hat ihr die Lippen abgeschnitten.

Grüsse

Deine Caroline B.

17. April '13

Liebes Tagebuch

Wieder eine anstrengende Woche bei der Arbeit. Wir haben einen neuen Boss, weil der alte tot ist. Das ist nichts Besonderes; hier sterben jeden Monat zehn Leute.

Der Boss erwartet sehr viel von uns. Warum kann ich nicht zurück in die Schule? Da war es viel besser.

Grüsse

Deine Caroline B.

24. April '13

Liebes Tagebuch

Diese Woche kam eine Nachricht von draussen auf das Plakat. (Das Plakat ist unser Nachrichtenbrett.) Es gibt nicht viele Nachrichten von draussen, weil immer ein Mann aus einem anderen Dorf kommen und die Neuigkeiten auf die Wand kleben muss, damit das Nachrichtenteam es auf das Plakat schreiben kann.

Die Nachricht war, dass es Krieg gab zwischen fast allen Ländern der Welt!

Grüsse

Deine Caroline B.

1. Mai '13

Liebes Tagebuch

Erinnerst Du Dich an den Krieg? Es ist ein Weltkrieg.

Wir hoffen, dass nichts Schlimmes passiert.

Grüsse

Caroline B.

5. Mai '13

Liebes Tagebuch

Ich konnte keine Woche warten, Dir das zu erzählen. Es gab einen Atomkrieg! Alle auf der Welt sind krank oder tot. Aber das Tolle ist: Unser Dorf ist frei!!

Als gestern all die Atombomben fielen, zerstörten sie die Mauer, aber uns taten sie nicht weh.

Wir sind so froh, wir feierten ein Fest.

Grüsse

Caroline B.

12. Mai '13

Liebes Tagebuch

Die erste Woche ohne die Mauer ist vorbei. Jetzt versuchen wir alle, den Verletzten zu helfen. Ich werde keine Zeit mehr haben, um zu schreiben. Also schreibe ich zum letzten Mal.

Grüsse

Deine Caroline B.

«Grenzüberschreitung»

NOB-Schreibwettbewerb

Beteiligte

Neues Orchester Basel (Barbara Knüsel)

Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums am

Münsterplatz (Lehrpersonen: Silvia Wolf, Jennifer Rudin)

Die Basler Eule (Liselotte Kurth)

NOB Kategorie I
Jahrgänge 1995–1997

Sarah Altenaichinger, 1997

Horizont



Grosstadtaugen
auf schienenbegrenzendem
Bahnsteigparkett,
die blinzeln ins Licht.
Graukantiges Lächeln,
verirrt im Spiegelkabinett
vorbeifahrender Zugfenster,
trennt Namen von Namen,
Gesicht von Gefühl,
setzt Linien,
wo keine sein sollten.
In den Zwischenphasen,
diesen Paraphrasen
des Ankommens und des Gehens
verweilt einzig das Geräusch
eilender Schritte
auf Teerteppichböden,
und die Zeit vergeht auch.

Und ich heb mein Gesicht,
das, was mir noch bleibt,
ist ein Ausschnitt von Himmelrosa
zwischen Stromvernetzungskabeln
und Zugrädergleisen.
An diesem Fleck Farbe halt ich mich fest,
ankommend und gehend.
Auch wenn dieser Horizont
nur von Kabeln zu Gleisen reicht.

Ich steige in den Zugwaggon ein
jeden Morgen,
ein Ziel ohne Reise
hinter geschlossenen Türen.
Und dort,
ein stiller Keil im Abteil
zwischen rationalen Reisenden
und träumenden Illusionisten.
Wir haben uns nichts zu sagen.
Streifende Blicke
wie Scherenschnitte.
Zugemauerte Pupillen,
verstrickte Wimpernwolle,
die Iris,
ein verschütteter Ölfleck.
Und das Licht befleckt den Teer.
Wir kennen uns nicht.

Ich hab dich gekannt.
Ich hab deinen Namen gewusst. Sylvie.
Wie. Wie das französische Wort, das Leben.
Deine Grossstadtaugen waren schön.
Und schön war auch, mit dir das Stückchen Himmel
zwischen Kabeln und Dächern zu suchen.
Und der Zugluft bei Gleisen auszuweichen.
Ich mochte es, mit dir das Meer zu finden.
Und in die Wellen warfen wir unsere Herzen hinein.
Wir brauchten keine Grenzen.
Wir waren uns Insel genug.
Und doch in allem – warst du.
Wie vergeht. Ich hab dich gekannt.
Und verloren zwischen
Stromvernetzungskabeln
und dem Horizont.

Mein Blick sucht.
Ich fahre,
weite Perspektiven
tun sich vor mir auf,
und im Abteil ist es still.
Wir können nicht mehr in unseren Augen lesen.
Der Blick ist uns abhandengekommen.
Abgegrenzt, Zahn der Zeit
tickt mit Befangenheit,
verdickt sind die Zuschlüsse,
Anschlüsse, Weltenzug, fährt er weit?
Stopp.

Inmitten der Leere, der sandigen Wüste,
begrenzt nur vom seufzenden Meer,
eine Frage, eine Antwort und Hoffnung.

Grenze, wie weit?
- Einschnitt -
Ein Schritt, zu zweit?
- Einschnitt -
Es tut mir leid,
ich such doch nur nach meinem Blick.
Stopp.

Da liegt er im Sand.
Wir haben angehalten.
Räder versunken in diesen Strandstaubkörnern.
Wir, die
Zugfahrer, Zeitbewahrer,
Weltbejaher, Wortsparer
in unserem einsamen Waggon.

Und ich kann mich nicht mehr halten.
Ich weiss, was auf mich wartet.
Ich springe aus den klammen Sitzen
und stürze aus dem Zug hinaus.

Und ich steh am Meer
mit neugefundenem Blick
und fokussiere
auf die Gestalt,
die da steht.

Du da. Vie. Sylvie.
Barriere. Sehnsucht.
Grenzpunkt. Leben.
Du da.
Ich hier.
Wartend. Arm ausgestreckt. Hand offen. Fingerlang.
Verbindung. Und plötzlich –
wir hier.

Die salzige Luft
hält den Atem an,
in Erwartung
des wellenen Stosses
zwischen die Rippen des Meeres.
Sand haftet auf meinen Lippen,
zwischen den Klippen einfältiger Hautritzen,
der zerbröckelt und kitzelt zwischen deinen Fingerspitzen.

Möwen kreischen kreisend,
ankommend und verreisend,
Schneisen in den Himmel zeichnend – still.
Das Wasser umarmt meine Knöchel.
Schwere Schritte
eine fragende Bitte
auf dem zerfliessenden Silber – still.
Mein Blick ist gefunden,
zwischen zwei Stunden
im Sand,
an deinen runden Grossstadtaugen
verbrannt,
doch nun wieder ganz.

Der geradlinige Horizont
sticht aus dem Meer
und gibt mir
einen Augenfixierpunkt, eine Aussicht,
doch dein Haar im Wind,
zersetzt ihn in
unscharfe Konturen.

Was mir noch bleibt,
ist ein offener Himmel,
ein bleiernes Meer,
deine Hand, die mich hält,
und eine waagrecht verschwommene Ziellinie:
der Horizont.

Raphael Erb, 1996

Grenzüberschreitung



Keuchend drehte er sich um. Von seinen Verfolgern war nichts zu sehen, doch das mochte nichts bedeuten. Er wusste, dass sie mit der Dunkelheit verschmelzen konnten. Stundenlang hatte er versucht, seine unsichtbaren Verfolger loszuwerden. Doch es hatte keinen Zweck. Ausser Atem sprang er eine Böschung hinunter, kam sanft auf dem Boden auf und kauerte sich hinter einen Felsen. Er wusste genau, dass sie ihn nicht finden durften. Er hatte eine Grenze überschritten, und jetzt gab es kein Zurück mehr. Er schloss die Augen und versuchte, seine Atmung zu kontrollieren. Am Nachmittag nach dem Überfall hatte er seine kümmerliche Beute, ein paar Kupfermünzen, begutachtet, als er laute Stimmen vernahm. Vor seiner Hütte standen ein paar Gardisten. Befehle wurden erteilt. Er musste fliehen. Wenn er doch nur... Erschrocken öffnete er die Augen. Er spürte eine fremde Gestalt. Hinter ihm, ganz in der Nähe. Doch er machte nicht den Fehler, hastig loszustürmen. Auch im fahlen Mondlicht böte er ein leichtes Ziel. Bemüht, keinen Zweig unter seinen Füßen zu zerbrechen, erhob er sich langsam aus seinem Versteck. Langsame Bewegungen waren nun seine beste Tarnung. «He, du!» Grinsend hielt er inne. Ein alter Trick der Garde, mit dem sie ihre Opfer aus der Deckung zu locken pflegte. Wahrscheinlich wusste der Gardist nicht einmal, wie nahe er wirklich gekommen war. Ein Armbrustbolzen zischte durch die Luft und blieb in einem nahen Baumstamm stecken. So viel zur Tarnung, fluchte er innerlich. Langsam drehte er sich um und zog ein Wurfmesser aus dem Ärmel. Dann zögerte er. Er wusste, der Gardist würde mindestens fünfzehn Sekunden brauchen, um seine Armbrust neu zu laden. Er war vielleicht ein Dieb, doch kein Mörder. Noch zehn Sekunden. Er musste eine Entscheidung treffen. Die Armbrust ächzte. Schnell. Der nächste Schuss würde ihn treffen, das wusste er instinktiv. Nur noch wenige Sekunden. Die Anstrengungen der Flucht waren vergessen. Der Gardist legte an. Und plötzlich klärte sich sein Geist. Sein Weg lag nun klar vor ihm. Er steckte sein Messer zurück in den Ärmel. Diese Grenze würde er nicht überschreiten.

Annina von Falkenstein, 1996
Grenzüberschreitung



Kein Zurück mehr. Ist eine Grenze überschritten, dann ist auch der Horizont erweitert. Haben wir den entscheidenden Schritt gemacht, betreten wir Neuland, sehen wir Neuland. Man mag meinen, mit diesem vielleicht vorsichtig und zaghaft gemachten Schritt ein Stück Freiheit gewonnen zu haben. Doch bedeutet eine Grenzüberschreitung nicht einfach nur, dass wir einen Perspektivenwechsel vollzogen haben? Die Grenze befindet sich nicht mehr vor, sondern hinter uns, was uns zuvor die Sicht versperrt hat, gibt plötzlich den Blick auf Neues frei. Hat man sich dann aber, nach einiger Zeit, an die neue Situation gewöhnt, ist die Begeisterung am Verblassen. Bis dann, irgendwann, wieder das Gefühl aufkommt, eingeengt zu sein, das Bedürfnis entsteht, mehr zu sehen, mehr zu fühlen, weitergehen zu müssen. Eine ewige Jagd nach Zufriedenstellung des Geistes und der Seele. Rastlos und unersättlich streunt der Mensch durch die Welt, durch den Alltag und durch sein eigenes Leben auf der Suche nach dem Ort, der ihm alle Bedürfnisse erfüllt, ihm angenehme Beschäftigung bietet und ihm die Notwendigkeit ständigen Weiterstrebens abnimmt. Doch gibt es sie? Diese ultimative Grenze, die wir suchen? Ist es nicht immer eine Frage der Perspektive, wie wir unsere Umwelt bewerten und sie auf uns wirken lassen?

Hannah Feldhaus, 1997
Schlechtes Gewissen



Seine Mutter liegt im Sterben, meine gelangweilt im Bett.
Seine hat seit Tagen nichts gegessen, meine ist zu fett.
Seine wünscht sich ihre Kinder in der Schule, meine regt
sich auf, über Lehrer und über Schwule.
Seine hat keine Arbeit, meine auch nicht, scheissegal.
Seine dreht jeden Rappen zweimal um, für meine ist
es ideal.

Sein Vater arbeitet Tag und Nacht, meiner nur drei bis
vier Stunden.
Seiner bekommt fast gar kein Geld, meiner lässig über
die Runden.
Seiner hat Angst, dass ihn Fremde töten, meiner, dass
seine Affäre auffliegt.
Seiner betet für seine Frau, meiner für nichts, der säuft
sich blau.

Sein Bruder freut sich über Bücher, meiner erst über die
teuren Schuhe.
Seiner erfährt gerne neues Wissen, meiner will nur
seine Ruhe.
Geht es seinem nicht gut, dann geht er zu Freunden,
meiner nimmt Drogen.
Seiner erzählt nur die Wahrheit, meiner ist total verlogen.

Seine Schwester hat fast nichts, meine alles, was man
braucht, und mehr.
Seiner ist nie langweilig, meiner immer mehr und mehr.
Seine hilft im Haushalt, meine sicher nicht.
Seine achtet auf ihre Mutter, meine auf ihr Gewicht.

Er teilt sein Zimmer mit seinen Geschwistern, ich noch
nicht einmal mein Essen.
Er kümmert sich um seine Familie, und ich? Vergessen.
Er liegt auf seiner kaputten Jacke, und ich auf
meinem Edelkissen.
Er hat keine Zukunft, und ich ein schlechtes Gewissen.

Thanh Tu Ha, 1995

Nackte Füße auf kaltem Teer



Eins. Sinken, versinken ins Bodenlose. Ich liege leblos da. Mit geschlossenen Augen bin ich auf der Flucht vor mir selbst, doch der beissende Gestank meiner ängstlichen Existenz hält mich zurück. Dort steht die Mauer und hier die Grenze, errichtet aus der Angst, am Leben scheitern zu können. Ein Standbild, dessen Kraft jegliche Gefühle oder Gedanken an ein Wagnis mit inbrünstiger Wucht niederschmettert und zerbersten lässt. Die Wände umhüllen mich wie ein viel zu dicker heisser Mantel, der mir das Atmen erschwert und mich unter seinem Gewicht erdrückt. Und während ich im Dunkeln schwitze, ist da draussen das Leben, das an mir vorbeizieht. Ich sehe Mütter mit ihren Kindern, lachende Pärchen, verspielte Hunde, Beamte, Lehrer, glückliche Familien beim Essen, alte Menschen, die ihre Namen vergessen haben, schreiende Babys und Freunde aus der Schule. Und während alles sich freut, bewegt und dreht, bleibe ich stehen. Ich fühle mich wie ein fremder Fleck in einer sauberen homogenen Masse. Aus Angst, etwas falsch machen zu können, bewegt sich bei mir kein Finger, kein Glied. Mein ganzer Körper scheint in jener bedrohlichen Einsamkeit trotz der Hitze zu erstarren und zu erfrieren, wie nackte Füsse auf kaltem Teer.

Zwei. Die Angst hat mich am Nacken gepackt, hat mich zu Boden geworfen, gegen die Mauern geschleudert und mir sämtliche Knochen meines Rückgrats gebrochen. Nun liege ich nur noch da. Verkrüppelt und mit Knochensplittern unter der Haut vegetiere ich vor mich hin und überlege mir, ob jener Zustand trotzdem ein besserer ist, als zu leben, zu riskieren und dann schliesslich zu verlieren. Der Neid angesichts des Erfolgs der anderen und das eigene Scheitern legen sich langsam und schwer auf meine Gedanken. Irgendwann ver falle ich in Selbstmitleid und fühle mich dabei geborgen und wohl. Mir einzureden, dass ich an meiner Lage keine Schuld trüge und dass nur das Schicksal allein dafür verantwortlich sei, gefällt mir ausserordentlich.

Drei. Plötzlich, kaum wahrnehmbar erklingt eine Melodie, die sich zwischen meine Gedanken schleicht. Zunächst schüchtern und zart, doch dann immer bestimmter und stärker. Kraftvoll erhebt sie sich und ohrfeigt mich dann. Dabei schreit sie mich an, ich solle mit der Gefühlsduselei aufhören und endlich meinen Mann stehen. Der Puls steigt, das Herz rast. Das Lied packt mich, reißt die Mauer ein und erhebt Anspruch auf Freiheit und Liebe. Der Hammer wird in der Luft geschwungen und bei jeder Note schlägt er gegen die kalte Ignoranz. Aus einer Note entspringt eine andere, der eine nächste folgt. Einzelne Klänge fließen zusammen in dieser einzigen Melodie, in diesem einzigen Lied. Schlag für Schlag und Note für Note weichen die Wände zurück, bis von ihnen am Ende nichts mehr bleibt. Der blaue Himmel breitet sich vor meinen Augen aus. Die Sonne lächelt mich an. Ich spüre ihre warmen Strahlen auf meiner Haut und lächle zurück.

NOB Kategorie II
Jahrgänge 1999–2000

Luiza Citaku, 1999

Grenzüberschreitung



Ich stand da. Steif wie ein Brett, und schaute mich um. Der Ballsaal war gross, und viele Mädchen in meinem Alter standen im Kreis und probierten, sich möglichst auffällig zu benehmen, um den Prinzen auf sich aufmerksam zu machen. Doch sie wurden immer und immer wieder enttäuscht. Denn der Prinz stand nur auf eine Sorte Frau: schwarzes Haar, schlank, mit blauen Augen. Ich bin das genaue Gegenteil. Meine haselnussbraunen Haare fallen mir über die Schultern und meine grünen Augen blitzen, ein wenig Hüftspeck habe ich auch. Doch mein rotes Kleid schummelt die paar Kilos weg. Ich stehe da und weiss nicht, was machen. Neben mir tuscheln zwei Mädchen, die genau gleich aussehen, Zwillinge. «Ich weiss nicht Caroline, der steht doch nur auf die Schönen und Reichen, lass uns gehen.» Und ich sehe sie in ihren pinkfarbenen Kleidern aus dem Saal rauschen. Soll ich ihnen nach? Denn meine Chancen stehen auch nicht besonders gut. Doch ich entscheide mich zu bleiben. Nun hat das Lied aufgehört, er sucht neu aus. Brust raus, Bauch einziehen, hat mir meine Mutter eingeflösst. Ich folge ihrem Rat. Der Prinz läuft im Kreis herum und weiss genau, für wen er sich entscheiden wird. Doch plötzlich wird er in meiner Hälfte langsamer und bleibt vor mir stehen. Ich atme tief ein. Ich bin die Auserwählte. Ich mache einen Schritt und fasse ihn an der Hand. Ich muss so rot sein wie eine Tomate. Das nächste Lied fängt an, und wir setzen uns in Bewegung. Er ist ein guter Tänzer. Jetzt bloss nichts falsch machen, denk ich mir. Und wie wir so tanzen, schauen wir uns in die Augen, und ich verfallende seinen. Ich vergesse die Welt um uns und tanze immer weiter. Tanze, tanze, tanze ...

Vanessa Duong, 1999

Grenzüberschreitung



Vögel und Schmetterlinge, vorsichtig, gefährlich ist die Welt! Doch passiert nichts, noch nicht. Aber ..., da kommen Wilde. Sie wollen kämpfen. Gegen die Schwachen. Ein Rumgehüpfe in der Luft und auf der Erde. Endlich ist es vorbei. Die Wilden gehen wieder, nach ihrem Sieg. Die Schmetterlinge und Vögel, was ist mit ihnen? Auferstehung – keiner merkt es. Weiter geht's. Über Berge, Städte, über Land, in der Luft. Zusammen weiter, tanzend höher und höher, dann aber ein Fall, alles von Neuem. Das ist das Leben. Fröhlich hüpfend, immer in Gefahr. Sechs, sieben Schritte, um die Ecke schauen, aber da ist nichts. Weiter. Sieben, acht Schritte, kurzer Blick nach links, dann rechts. Keine Gefahr. Ach, wie friedlich doch das Leben ist! Im Unwissen um Jäger, Spione. Da ein Knall, dort ein Knall. Doch diesmal ist es schmerzhaft, keine Wiederbelebung. Die Freunde, all die Liebe, am Trauern. Oh, wie böse ist die Welt. Trotzdem geht es weiter, das Leben!

Geraldine Schmid, 2000

**Grenzen überschreiten!
Aber wann sind sie überschritten?**



Manchmal ist die Grenze überschritten. Oft frag ich mich, wann überschreite ich sie. Oft überschreite ich die Grenze, wenn ich mit meiner Mutter streite. Eigentlich kann ich es schlecht erklären, aber ich versuche es einmal: Wenn ich mit meiner Mutter streite, steigt die Wut in meinem Inneren hoch. Immer höher, immer höher, bis es platzt. Dieses Gefühl könnte man auch so erklären: In meinem Bauch wird ein Ballon mit Wut gefüllt, wie mit Helium. Diese Wut steigt meinen Bauch hoch, durch meinen Hals, bis sie sich zu Worten formt, die die Grenze überschreiten. Wenn ich mit meiner Mutter streite, ist mein Herz aus Stein, bewaffnet mit schweren Degen. Sitze ich dann aber wieder alleine in meinem Zimmer, weine ich mir die Augen aus dem Kopf. Zum einen, weil ich mich selbst hasse, zum anderen, weil ich es so eigentlich gar nicht wollte. Meine Mutter hat es nicht verdient, von mir so angeschrien zu werden. Ich nenne mich schrecklich, denn ich weiss, wie es sie verletzt. Plötzlich sind die Männer, bewaffnet mit ihren Degen, die sich um mein Herz aufgestellt hatten, weg, und ich fühle den puren Schmerz, als zerrisse sich mein Herz in tausend Stücke.

Ich möchte meiner Mutter danken dafür, dass sie mir bis jetzt immer wieder vergeben hat.

Danke, Mama.

Mauro Spampinato, 2000

Salto Dreimeter



Das Dreimeter. Wie der Name schon sagt, ist es drei Meter hoch. Aber von oben sieht es aus wie fünf. Es ist immer ein schönes Gefühl, wenn man oben auf dem Brett steht, mit einer kühlen Brise im Gesicht und dem rauschenden Blut in den Ohren. Als ich das erste Mal vom Dreimeter sprang, war ich neun Jahre alt. Ich lief nicht bis zur Spitze des Brettes, nein, ich sprang von der Seite. Beim zweiten Mal sprang ich schon von vorne, wenn auch zögerlich. Der Salto gelang mir im Alter von elf Jahren. Es war ein sonniger, warmer Tag, und wir gingen mit der Klasse ins Gartenbad. Zuerst schwammen wir um die Wette, doch in der letzten Stunde erlaubte uns der Lehrer, zum Sprungbecken zu gehen. Ich und mein bester Freund liefen zum Dreimeter und sprangen, so viel wir konnten. Gegen Schluss fragte er spöttisch: «Kasch e Salto?», und lächelte hämisch. Ich antwortete: «Sicher, was glaubsch denn du?» Ich kletterte die Leiter rauf. Als ich oben war, zitterte ich, denn es war kalt, und mir lief meine Angst eiskalt den Rücken hinunter. Ich sprach noch ein letztes Gebet aus: «Wenn es dich wirklich gibt, lieber Gott, dann bring mich hier heil hinunter!» Und mit diesen Worten sprang ich. Ich drehte mich wie in Zeitlupe und in meinem inneren Bewusstsein sah ich mein Leben an mir vorbeiziehen. Ich sah meinen Geburtstag, mein erstes Zeugnis und die Geburt meines Bruders. Zuletzt sah ich, wie mein Körper auf der Wasseroberfläche aufschlug und in tausend Teile zersprang. Und das alles in einer Millisekunde.

Doch so wollte ich nicht sterben! Ich drehte mich weiter, bis ich wieder senkrecht in der Luft lag, streckte meine Zehen, schloss meine Augen und schoss wie ein Pfeil ins Wasser. Als ich die Augen aufmachte, dachte ich, ich wäre tot. Doch trotzdem konnte ich klar denken, und das einzige Problem war: Mir ging die Luft aus! Mit kräftigen Armzügen und Beinschlägen zischte ich aus dem Wasser und rang keuchend nach Luft. Ich krabbelte aus dem Becken und grinste meinen Freund an, der sprachlos dastand. «Do hesch dr Salto», sagte ich und klopfte ihm auf den Rücken.

Michèle Widmer, 1999

Grenzüberschreitung



Das Leben ist eine fließende Geschichte, alles was wir tun, fügt sich zusammen. Es fließt, fließt, fließt. Immer wieder wird dieser Fluss unterbrochen und teilt sich. Wir müssen uns für eine Richtung entscheiden. Immer wieder übertreten wir Grenzen, wir treffen Entscheidungen. Unser Weg fließt in eine andere Richtung. Aber wie erkennen wir, wo die Abzweigung ist? Woher wissen wir, wann wir eine lebensverändernde Entscheidung treffen? Wir übertreten Grenzen, obwohl wir nicht wissen, dass sie da sind. Wir treffen Entscheidungen leichtfertig, ohne über die Konsequenzen nachzudenken. Wir denken, die Entscheidung ist viel zu unwichtig, um länger darüber nachzudenken, doch aus einer kleinen Entscheidung fließen Dinge heraus, über die wir keine Macht haben. Wir wissen nicht, was sich aus unseren kleinen Entscheidungen entwickelt. So übertreten wir Grenzen, bei denen wir erst im Nachhinein erkennen, dass wir sie übertreten haben. Wir wissen dann gar nicht mehr, wie es dazu gekommen ist, da wir nicht gemerkt haben, wie wir mit kleinen Entscheidungen immer näher an die Grenze herangerückt sind und diese schlussendlich übertreten haben. Auch wenn wir uns bei jeder kleinsten Entscheidung darüber den Kopf zerreißen, was geschehen wird, wir können nie ganz sicher sein, was darauf folgen wird. Man muss sich viel zu schnell entscheiden und kann nicht länger darüber nachdenken.